

So was wie Liebe

Bearbeitet von
Karolina Fell, Anna McPartlin

Neuübersetzung 2015. Taschenbuch. 480 S. Paperback
ISBN 978 3 499 27179 3
Format (B x L): 12,4 x 18,9 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Anna McPartlin

So was wie Liebe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ANNA MCPARTLIN

So was wie Liebe
ROMAN

Aus dem Englischen von Karolina Fell

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel «Apart From the Crowd»
bei Poolbeg Press Ltd., Dublin.

Neuausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Juli 2015

Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«Apart From the Crowd»

Copyright © 2006 by Anna McPartlin

Redaktion Kathrin Jurgenowski

Umschlaggestaltung und Illustration

Felicitas Horstschäfer, www.felicitas-horstschaefer.de,

Agentur Susanne Koppe, www.auserlesen-ausgezeichnet.de

Satz Adobe Garamond PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27179 3

Für Mom

Ich erinnere mich an die Zeit, in der deine Arme und Beine kraftlos geworden waren. Alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft waren vergeblich, und du hast in einem Heim gelegen und dein Radio gehört.

Ich erinnere mich an dein Gesicht und das Lächeln in deinen Augen.

Ich erinnere mich an deinen Glauben. Ich habe gelernt, dass die Hoffnung niemals stirbt.

Für meine Patenkinder

Conor O'Shea und Laura Kerins

Ich wünsche euch das Beste, was diese Welt zu bieten hat, aber wenn's mal so richtig mies läuft – und darauf kann man sich verlassen – ist Bannie für euch da.

I
Nur zwanzig Meilen

Es war ein regnerischer Nachmittag im Süden Kerys – der Dauerregen erinnerte an den Vorspann eines Action-Films aus Hollywood oder an ein Weltuntergangsdrama, und wenn man Phantasie hatte, erwartete man den Auftritt eines durchtrainierten, kräftigen Mannes im engen T-Shirt, der sich mit einem durchnässten, verzweifelten Mädchen auf den Armen und einer Pistole in der Gesäßtasche durch diese Sintflut kämpfte. Was er mit dem Mädchen oder der Pistole vorhatte und was das Mädchen und die Pistole mit dem Regen zu tun hatten, blieb der Vorstellungskraft überlassen. Trotzdem sind wir uns bestimmt alle darüber einig, dass es an einem langweiligen Tag zu Hause nichts Besseres gibt, um sich aufzumuntern, als die Phantasie von einem durchnässten Mann, der entschlossen ein Ziel verfolgt.

Mary saß auf ihrer breiten, gepolsterten Fensterbank und zog die Vorhänge zurück, um zu betrachten, wie der Regen auf die Wasseroberfläche klatschte und von den Decks der Boote lief, die am Pier heftig auf den Wellen schaukelten. Mr. Monkels, ihr großer, goldbrauner Labrador, hatte seinen Kopf auf ihren Schoß gelegt. Er war schlechter Laune, denn Regen hieß, dass sein Spaziergang ausfiel, und er liebte Spaziergänge, wenn auch sein fortgeschrittenes Alter dafür sorgte, dass sie inzwischen hauptsächlich aus langen

Ruhepausen bestanden. Mary lächelte ihren dicken alten Gefährten an.

«Das ist nicht das Ende der Welt, Mr. Monkels – morgen ist auch noch ein Tag.»

Doch davon ließ sich Mr. Monkels nicht beeindrucken. Er seufzte, und dann verwandelte sich sein Seufzen in einen Grunzlaut, dem ein leise keuchendes Geräusch folgte, bei dem sich Mary jedes Mal fragte, ob er unter einer Art Hundeeasthma litt. Andererseits entsprachen seine Hundejahre einhundertneunzehn Menschenjahren, und es war ein echtes Wunder, dass er überhaupt noch regelmäßig atmete, von den Spaziergängen einmal ganz abgesehen. Mary kraulte sein linkes Ohr, das zwar taub war, mit dem er aber immer noch Berührungen wahrnehmen konnte – anders als sein rechtes Ohr, mit dem er zwar noch hören konnte, von dem aber seit einem unglaublichen Angelunfall vor siebzehn Jahren ein beträchtliches Stück fehlte.

Mary hatte Mr. Monkels von ihrem Vater zum zwölften Geburtstag bekommen. Bei dem Unfall war der Welpen erst zwei Wochen alt gewesen. Er war wie wild auf dem Bootsdeck ihres Onkels herumgerannt, während sich Mary darauf konzentrierte, eine Schwarzweißaufnahme von einer toten Makrele zu machen. Ihr Cousin Ivan übte hinter ihrem Rücken das Auswerfen der Angel. Wie es das Pech wollte, verfang sich der Angelhaken irgendwie in Mr. Monkels' Ohr. Der nichts ahnende Ivan warf die Angel aus, Mr. Monkels jaulte und als Mary den Kopf hob, sah sie ihr Hündchen gerade noch als pelziges Geschoss mit panisch aufgerissenen Augen durch die Luft fliegen. «Achtung, Hunderakete», rief Ivan noch, und dann platschte Mr. Monkels auch schon ins Wasser. Spritzend und bellend tauchte er sofort wieder auf. Nachdem er kurz die

Anmut und die perfekte Flugbahn des Hundes in so einer gefährlichen Situation gewürdigt hatte, stürzte sich Ivan ins Wasser und rettete ihn. Leider war aber ein großer Teil des rechten Hundeohres «Opfer der Elemente» geworden, wie Ivan später sagte.

Jetzt also kraulte sie Mr. Monkels' gutes Ohr und lächelte bei der Erinnerung daran, wie ihr kleiner Hund damals trotz seiner Nahtoderfahrung mit dem Schwanz gewedelt hatte. Mary hatte an diesem Tag gedacht, dass Mr. Monkels entweder die Tapferkeit eines Herkules besaß oder dumm wie Bohnenstroh sein musste. Mit der Zeit hatte sich herausgestellt, dass beides ein bisschen zutraf. Sie verlor sich ein paar Minuten in seinen großen, braunen, getrübbten Augen. Seine Nase war trockener, als sie sein sollte. Sie nahm seinen Kopf in die Hände und legte ihn sanft auf ein Kissen. Mr. Monkels brummte ein bisschen, und Mary überlegte kurz, ob sie ihm damit, dass morgen auch noch ein Tag war, zu viel versprochen hatte.

Marys Cottage war alt und malerisch, gut isoliert und warm, und überall hing ein Duft, den viele Jahre Kaminfeuer und Kochen zu Hause hervorbringen. Dieser Geruch war für Mary einer der Hauptgründe für den Kauf des Cottages gewesen. Sie mochte diese Atmosphäre. Die Küche lag in einem Anbau, der zwei Jahre zuvor nach Marys Vorstellungen modernisiert worden war, ohne die urige Ausstrahlung des alten Hauses zu zerstören. Weil sie Tonwaren so sehr liebte, hatte sie sich in den letzten Jahren viele Lampen, Vasen, Teller und Tassen aus Keramik gekauft. Einmal hatte sie den Fehler begangen, ihrer besten Freundin Penny zu erzählen, wie gern sie die schmiegsame Glätte einer Keramiktafel unter den Fingern spürte und wie sehr ihr der Anblick eines bauchigen Lampenfußes gefiel. Penny hatte

sie einen Moment lang sprachlos angesehen und sich dann laut gefragt, wie komisch man eigentlich drauf sein musste, um Keramiktassen und die Rundungen von Lampenfüßen sinnlich zu finden. Irgendwie hatte sie nicht ganz unrecht, fand Mary, und seitdem hütete sie sich, ihre Vorliebe für Keramik zu erwähnen.

Die Wände waren in dunklem Violett gestrichen, doch die Farbe war kaum sichtbar, so viele schwarzgerahmte Fotografien hingen dicht an dicht. Schon als Teenager hatte Mary begeistert fotografiert, nach der Schule Workshops besucht und lange für einen guten Fotoapparat und eine Dunkelkammerausrüstung gespart. Zuerst hatte sich ihre besondere Begabung für Schwarzweißfotografie gezeigt, mit der sie noch den banalsten Gegenstand interessant und sogar schön aussehen lassen konnte. Mit knapp zwanzig Jahren entdeckte sie ihre Liebe zur Porträtfotografie und rückte für diese Bilder sämtlichen Freunden auf die Pelle. Obwohl die meisten bald genervt waren, gelang es ihr jedes Mal, die wesentlichen Charakterzüge einzufangen. Erst ihr Sohn hatte sie mit seinem lackschwarzen Haar, seinen rosigen Wangen, den roten Lippen, den weißen Händchen und seinen unglaublich blauen Augen später dazu gebracht, zu Farbaufnahmen zu wechseln. Zu einem Jungen wie Ben passten Schwarzweißbilder einfach nicht. Marys ganzes Wohnzimmer strahlte etwas von einer Fotogalerie aus. Von jeder Wand blickten Geister aus vergangenen Tagen herab. Von allen Seiten umgaben Mary Bilder von Dingen oder Menschen, lebenden ebenso wie toten, die ihr etwas bedeuteten. Eines der Fotos, es hing über der Uhr, zeigte die tote Makrele, die sie an dem Tag aufgenommen hatte, an dem Mr. Monkels sein überzeugendes Debüt als Torpedo gegeben hatte. Die Haut des Fisches glitzerte in der

Sonne, und sein starrendes schwarzes Auge wirkte auf die meisten Betrachter entweder faszinierend oder abstoßend. Ivan hatte schon oft gesagt, das Bild sei «total gruselig», während Marys Nachbar Mossy begeistert behauptet hatte, es sei «ein klarer Beweis für die Transzendenz». Warum, hatte er nicht erklärt. Ein anderes Foto von einem schwarzen Karren, auf dem ein Berg frischgeschnittener weißer Lilien lag, zeigte einfach nur vollkommene Schönheit – doch Mary mochte es hauptsächlich, weil es sie an den Tag erinnerte, an dem sie sich mit Robert, ihrer ersten Liebe, die wohl auch ihre einzige bleiben würde, auf eine Beerdigungsfeier einer Roma-Familie geschmuggelt und sich an Gastfreundschaft und Bier berauscht hatte.

Ihr Lieblingsbild war aus keinem besonderen Grund das Foto einer Kristallschale auf einem Fensterbrett, in der sich ein Lichtstrahl brach. Zwischen diesen Bildern hingen Fotos von Verwandten und Freunden. Ihr Vater, mit aufgestütztem Kinn konzentriert vorgebeugt, die Brille auf der Nasenspitze und eine Zeitung in der Hand. Ihre Tante Sheila mit aufgesteckten Haaren, die ihre linke Hand in die Tasche der Küchenschürze geschoben hatte und mit der rechten einen Eintopf umrührte. Sie grinste, als hätte sie gerade einen zweideutigen Scherz gehört. Marys Cousin Ivan, braungebrannt, schlaksig und jugenhaft, in Shorts und mit einer alten Fischermütze auf dem Kopf, der gerade seine Angel auswarf. Ihr Freund Robert, mit seinem glänzenden schwarzen Haar und den großen lachenden Augen, Ivan unterhakend, der gerade Marys Freundin Penny an den blonden Haaren zog, und dazu lachte Adam, Pennys riesiger Fußballspieler-Freund, den Kopf in den Nacken gelegt. Das waren nur einige der Fotos, mit denen sich Mary umgab. Es gefiel ihr, dass sie nur den Blick zur Wand

heben musste und jemanden vor Augen hatte, den sie liebte. Das vermittelte ihr ein tröstliches Gefühl.

Ihr Sohn hatte natürlich eine ganze Wand für sich allein. Allerdings wirkte sie nicht wie ein Altar, auf dem sie übertriebenen Totenkult oder krankhafte Zuneigung zelebrierte. Die Bilder stachen nicht hervor, sie schienen einfach hierherzugehören, als ob es schon immer die einzige Bestimmung der Wand gewesen wäre, dass Mary diese Fotos an ihnen aufhängen konnte. Und so gingen Besucher wie in einer Galerie am Lachen ihres Sohnes vorbei, an seinem Kummer, seinem Zorn und seiner Freude. All das hatte sie auf Fotos von sechzehn mal zwanzig Zentimeter Größe festgehalten, die seine fünf Lebensjahre dokumentierten.

Obwohl das Cottage nur aus Küche und Wohnzimmer unten, zwei Schlafzimmern oben und je einem winzigen Badezimmer auf beiden Stockwerken bestand, fühlte sich Mary hier nicht beengt. Sie lebte schon seit fünf Jahren allein. Sie wandte sich zu dem Bild um, von dem ihr Sohn sie direkt anzusehen schien, während er einen zappelnden Mr. Monkels festhielt. Sie lächelte ihn an. Er war nun schon genauso lange tot, wie er gelebt hatte, und er erwiderte ihr Lächeln, für immer gefangen in diesem Augenblick, für immer ein Fünfjähriger, für immer lächelnd.

Mit einem Blick auf die Uhr stellte Mary fest, dass ihre Haarfarbe eine gute halbe Stunde zum Einwirken gehabt hatte. Es war eine Biohaarfarbe, und sie stank so furchtbar, dass Mary sich fragte, ob es dieser Geruch oder ein Glaukom im Anfangsstadium war, das Mr. Monkels rechtes Auge zum Tränen brachte. Sie überprüfte im Spiegel, ob ihr Haaransatz genügend rote Farbe aufgenommen hatte, und ging dann die Treppe hinauf, um sich das Haar auszuspülen. Danach kämmte sie sich vor dem Badezim-

merspiegel, trug etwas Feuchtigkeitscreme auf und unternahm einen erfolglosen Versuch, die dunklen Ringe unter ihren Augen wegzumassieren. *Ganz toll, ich sehe aus wie ein rothaariger Panda. Das hatte ich mir ein bisschen anders vorgestellt.* Mary färbte ihr Haar rot, seit sie fünfzehn war, und kaum jemand erinnerte sich noch an ihre eigentliche, mausbraune Haarfarbe. Doch obwohl man eindeutig erkannte, dass dieses Feuerwehrrot falsch war, unterstrich es ihren Porzellanteint und ihre smaragdgrünen Augen, sogar wenn sie müde war, und niemand hätte sie je für neunundzwanzig gehalten.

Anschließend räumte sie die Lebensmittel aus dem Kühlschrank, die während der vier Tage schlecht geworden waren, die sie mit einer besonders heftigen Migräne im Bett verbracht hatte. Draußen regnete es ununterbrochen weiter, und die Tropfen schlugen geräuschvoll an die Fenster. Bei Regen musste Mary immer an Ben denken, obwohl es eigentlich keinen Grund dafür gab – weder hatte er etwas für Regen übrig gehabt, noch hatten sie bei Regen etwas Besonderes zusammen erlebt. Vielleicht lag es einfach nur daran, dass sie an Regentagen, die sie untätig im Haus verbrachte, mehr Zeit hatte, an ihn zu denken. Möglicherweise lag es auch an den Geräuschen – als ob die Natur weinte – oder daran, dass die Tropfen genau wie Tränen an den Fensterscheiben hinunterliefen. Mary ging durchs Wohnzimmer, um Musik aufzulegen, doch dann blieb sie vor einem gerahmten Schwarzweißfoto von Robert stehen, das ihn als sechzehnjährigen Jungen zeigte, der stolz grinsend einen großen Fisch in die Höhe hielt und sie mit den Augen seines Sohnes anzustrahlen schien. Mary betrachtete diesen Jungen und fühlte sich mehr wie seine Mutter und nicht, als sei sie seine Teenagerfreundin gewesen. Sie

fragte sich oft, wie er sich wohl entwickelt hätte, wenn er älter als siebzehn geworden wäre, doch sie hatte sich schon lange damit abgefunden, dass sie auf diese Frage niemals eine Antwort finden würde.

Kopfhoch, Pandabär!, ermahnte sie sich, nachdem sie im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel geworfen hatte.

«Wenn man krank ist, sieht man wirklich so richtig alt aus», sagte sie laut und lächelte.

Mr. Monkels brummte eine leise Zustimmung. Mary lachte und legte die Scissor Sisters auf. «Wenn man es recht betrachtet, Mr. M., ist es doch wie in diesem Song: *Happy is for Homos*.» Sie lächelte über ihren Witz, doch ihr Hund teilte entweder ihren Sinn für Humor oder ihren Musikgeschmack nicht, denn er vergrub den Kopf unter seinen beträchtlich großen Pfoten, was Mary daran erinnerte, dass sie ihm die Krallen stutzen musste.

Dann setzte sie Teewasser auf und nahm die Keksdose aus dem Schrank. Ein passenderer Tag für Tee und Kekse war kaum vorstellbar. Ivan hatte ihr eine DVD vorbeigebracht, und nachdem sie vier Tage in ihrem abgedunkelten Schlafzimmer vor sich hingedämmert hatte, freute sie sich auf einen gemütlichen Abend vor dem Fernseher. Vorher wollte sie nur noch die Waschmaschine ausräumen, obwohl sie sich eigentlich schon wieder völlig erschöpft fühlte.

Es herrschte klirrende Kälte an diesem Märzvormittag in New York. Sam stand mitten im Zimmer und betrachtete ein letztes Mal die weißen Wände, die weißgestrichenen Bodendielen und die weißen Laken, mit denen das weiße Bett bezogen war. Zufällig war an diesem Tag auch durch das Fenster aus Glasbausteinen ein weißer Himmel zu sehen. Über dem Bett hing das Bild einer weißen Kumu-

luswolke, und nur im Hintergrund war ein winziger Streif blauen Himmels zu erkennen. Sam setzte sich auf seinen weißen Korbstuhl und betrachtete diese abweichende Farbe. Symbolisierte sie vielleicht seine Zukunft? Sonnenüberglänzte, strahlende Tage? Aber dorthin war es angesichts der Sackgasse, in die er sich manövriert hatte, ein ziemlich weiter Weg. Also beschloss Sam, in dem blauen Streifen lieber den Hoffnungsschimmer zu sehen, von dem die Leute um ihn herum so oft gesprochen hatten. Am wahrscheinlichsten war aber, dass der blaue Streifen überhaupt keinen tieferen Sinn hatte. Der Käufer des Bildes hatte seine Bedeutung wohl kaum mit demjenigen besprochen, der es hier aufgehängt hatte – vermutlich ein Handwerker, der keinerlei Interesse für die Grübeleien eines verwirrten Geistes aufbrachte. Nach dieser Überlegung kam Sam zu dem Schluss, dass er nach zwei Monaten in der Reha wahrscheinlich unter einer schweren Therapie-Überdosis litt.

Dann schaute er seinen abgenutzten, braunen Koffer an, der mit offenem Deckel leer neben ihm stand und ihn im Gegensatz zu seinem makellosen Bett an die Unvollkommenheit der Welt dort draußen erinnerte. *Das schaffe ich nie.*

Als er acht Wochen vorher zum ersten Mal in diesem lächerlich weißen Raum aufgewacht war, hatte er einen Moment lang geglaubt, er sei gestorben. Sein Leben lang war er überzeugter Atheist gewesen, doch in diesem Moment ließ ihn sein fester Glaube an das Nichts kurzfristig im Stich, und er wartete auf die Erscheinung Gottes, des heiligen Petrus oder seiner lange verstorbenen Granny Baskin. Da hatte ihm die Ankunft eines großen, musku-

lösen schwarzen Mannes mit tiefer Stimme einen leichten Schock versetzt. Sam hätte nie erwartet, dass sich Gott, der heilige Petrus oder seine lange verstorbene Granny Baskin in Gestalt eines Profibasketballers manifestieren könnten. *Verflixt nochmal!* Dann nahm er durch das Dröhnen in seinem Kopf wahr, wie die Tür abgeschlossen wurde, und nachdem er die Bildschärfe eingestellt hatte, sah er den Basketballer mit über der Brust verschränkten Armen dastehen und das Häufchen Elend betrachten, das sich da im Bett krümmte. Und da wusste Sam mit einem Schlag, wo er war. *Mist!* Da wäre er noch lieber gestorben.

So also fing sein neues Leben an, mit Kotzen und Scheißen, Heulen und Fluchen, Betteln und Drohen. Niemals hätte er geglaubt, dass man solch starke Schmerzen, wie er sie im Kampf gegen die Heroinsucht ertrug, überhaupt empfinden konnte. Ein Kind zu bekommen, war bestimmt nicht schlimmer, jammerte er dem Basketballer unter der Folter des Entzugs so weinerlich vor, dass er sich selbst nicht wiedererkannte. Da waren die Halluzinationen fast schon eine willkommene Abwechslung, sogar solche Horrorszenarien wie der Moment, in dem sein linker Arm sich in Cher verwandelte und er sich böse die Fingerknöchel verstauchte, weil er mit Schlägen gegen die Wand erreichen wollte, dass sie endlich aufhörte, *Just like Jesse James* zu singen.

«O nein, ich hab gerade Cher umgebracht!», rief Sam entsetzt.

«Nein, hast du nicht, aber mit deiner Hand kannst du erst mal nicht viel anfangen», erklang Danzigers Stimme aus weiter Ferne.

«Sonny bringt mich um», sagte Sam kopfschüttelnd, und Danziger seufzte.

«Versuchen wir doch einfach mal, den Wahnsinn ein bisschen runterzufahren», ordnete er an, während er Sam ins Bett steckte, wie ein Vater sein müdes Söhnchen.

Danziger wirkte sehr interessant in seinem Ballettrock, besonders, weil er dazu Schwimmflossen an den Füßen trug.

«Und du hast wirklich keinen Ballettrock an?», fragte Sam.

«Nein, Mann, hier gibt's weit und breit keinen Ballettrock.» Erneut seufzte Danziger tief auf.

«Wenn du es sagst ... Aber deine Schwimmflossen sind echt irre», sagte Sam und beäugte Danzigers Füße.

«Tja, und da sind sie nicht die einzigen hier», bemerkte Danziger grinsend. *Der Junge hat Phantasie, das muss man ihm lassen.*

Sam hätte geschworen, dass er nach dieser ganzen Zeit ein für allemal genug von der Farbe Weiß hatte. Er hätte geschworen, dass er nach anderen Farben lechzen würde, doch das tat er nicht. Hatte er anfänglich nichts dringender gewollt, als wieder hier rauszukommen, war ihm nun klar, dass er bis ans Ende seiner Tage glücklich und zufrieden in diesem weißen Würfel leben könnte. Es war warm und sicher, und das Leben hatte keine Chance, störend einzubrechen. Gestern war er noch ganz ruhig gewesen, doch heute drückte ihn die Angst wie ein unsichtbarer Bleimantel nieder, und seine Knie drohten weich zu werden.

Dann kam Danziger, der Basketballer, der in Wirklichkeit ein Krankenpfleger Anfang fünfzig war, und klopfte gegen die Innenseite der Tür. «Heute ist der große Tag», sagte er.

Sam starrte einfach weiter in seinen leeren Koffer. Er

wusste nicht, was er darauf sagen sollte, und ihm fehlte jede Energie, so zu tun, als ginge er freiwillig nach Hause. Also sagte er am besten gar nichts. Danziger kannte das alles, das wussten sie beide, und dieses Wissen schien schwer im Raum zu lasten. Danziger setzte sich auf Sams weißes Bett.

«Ich weiß, dass es nicht leicht ist.» Er sprach so sanft, wie es einem Mann, der vierzig Zigaretten täglich raucht, eben möglich ist.

«Ich weiß, dass du das weißt», gab Sam einigermaßen verzagt zurück.

«Schwelgst du in Erinnerungen an deinen verheißungsvollen Eintritt in diese schöne Institution?», erkundigte sich Danziger mit gespielter Ernst und grinste leicht.

«Ja», gab Sam zu. «Ich habe gedacht, ich wäre tot.»

Danziger lachte bei der Erinnerung an den schreienden Sam, der ihn um Vergebung für die Sünden des weißen Mannes angefleht hatte.

«Was?», fragte Sam, der bei Danzigers Glucksen ebenfalls lächeln musste.

«Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du kreischst wie ein kleines Mädchen?», fragte dieser lachend zurück. Sam täuschte einen Kinnhaken in Danzigers Richtung vor.

Dann saßen sie schweigend zusammen, und Danziger gab Sam Gelegenheit zur Einsicht, dass sie am Ende ihres gemeinsamen Weges angekommen waren.

«Alle fürchten sich, mein Sohn», erklärte Danziger nach ein paar langen Minuten. Er wusste, dass es Sam gefiel, wenn er ihn «Sohn» nannte.

«Das weiß ich selber», sagte Sam und zog eine Grimasse.

«Wahnsinn. Für einen Spinner weißt du allerhand.»

Sam lachte und nickte, weil Danziger mit beidem recht hatte. Erneut schwiegen sie, doch dieses Mal war es eine angenehme Stille.

* * *

Mary hatte schlecht geschlafen. Der Traum von einem Teenager, der durch seine tief ins Gesicht gezogene Kapuze nicht zu erkennen war, hatte sie aufgeweckt.

Der Junge rannte, und sie fühlte seinen Herzschlag so intensiv, dass ihr eigenes Herz unruhig zu pochen anfang. Sie hörte seine Schritte durch die Straße hallen und sah, wie er sich nach seinen Verfolgern umdrehte, die gleich hinter ihm auftauchen mussten. Er rannte schneller und schneller, und doch schienen seine Schritte immer kürzer zu werden, bis er schließlich auf der Stelle rannte. Sie schreckte hoch, schwitzend und mit rasendem Herzen. *Morphiumkater*, dachte sie, und das war es wahrscheinlich auch, denn sie hatte während des Migräneanfalls vier Tage lang je zwei Spritzen eines morphinhaltigen Schmerzmittels bekommen.

Nachdem sie geduscht, ein Glas Wasser getrunken und noch mit einer Mundspülung gegurgelt hatte, ging sie mit einem so unbehaglichen Gefühl wieder ins Bett, dass sie garantiert die restliche Nacht über grübelnd wach liegen würde. Sie hatte oft «so ein Gefühl», und manchmal hatte es sich schon als böse Vorahnung bewahrheitet, doch gewöhnlich war es nicht weiter von Bedeutung. Sie dachte eine Weile über ihren rätselhaften Traum nach. Um etwa halb vier war sie erschöpft und gleichzeitig aufgedreht und fragte sich, ob dieser Traum ein böses Omen war, wie damals, als sie geträumt hatte, die monströs dicke Tina Murphy sei in einem riesigen, entzündet aussehenden Ei

gefangen. Sie hatte diesen Traum zunächst als Ausdruck ihrer reichlich verrückten Phantasie abgetan – doch in der folgenden Woche war Elefanten-Tina bei den Weight Watchers zusammengebrochen, und einen Tag später wurde ihr eine geplatzte Eierstockzyste entfernt. Oder das andere Mal, als sie Jimmy Jaw wie besessen in einem großen Medikamenten-Abfalleimer hatte wühlen sehen. Noch in derselben Woche hatte er seinen kleinen Finger bei einem schrecklichen Unfall mit der Baumsäge verloren. Nicht zu reden von dem Tag, an dem sie mit dem Bild von Sheena Shaws Kater Johnson vor Augen erwacht war. Johnson schwebte in Gesellschaft eines kränklichen Miniaturschweinchens auf einem fliegenden Teppich durch dicke Wolken. Und am nächsten Tag hatte Mary gehört, dass Johnson Schinken erbrochen hatte! Der Kater hatte die Lebensmittelvergiftung zwar überlebt, aber Sheenas sechs Monate alter Teppich stank dermaßen, dass er ersetzt werden musste. Mary ging ein paar der endlos vielen Möglichkeiten durch. War der Junge mit der Kapuze ein Sinnbild des Todes? *Armer Mr. Monkels!* Bis etwa zehn vor vier gab sich Mary der Sorge um Mr. Monkels hin, dann erkannte sie, dass die Verbindung zwischen einem Jungen mit einer Kapuze und einem alten Hund bestenfalls als schwach bezeichnet werden konnte. Also dachte sie darüber nach, ob ihr Traum in Zusammenhang mit Pennys katastrophalem Liebesleben stehen könnte. Aber ein Ende dieser Katastrophe war nicht abzusehen. *Das könnte das Weglaufen erklären. Die arme Penny!* Allerdings war das Kind eindeutig ein Junge und kein Mädchen. Und außerdem – Pennys Liebesleben war vielleicht nicht gerade der Stoff, aus dem die Märchenträume sind, aber wenigstens hatte sie überhaupt eins. Um Viertel nach vier begann

Mary darüber nachzugrübeln, warum sie allein war. *Bin ich frigide? Nein, ich mag Sex genauso gern wie jeder andere. Man fühlt sich so entspannt hinterher. Habe ich Angst? Ja? Nein? Vielleicht. Also, das wird jetzt wirklich zu kompliziert. Themenwechsel. Bin ich verrückt? Hat mich die Trauer in den Wahnsinn gestürzt?* Mary lächelte, denn plötzlich spukte ihr die Melodie von *She's a Maniac* im Kopf herum. Obwohl es ihr gut tat, ihre Gedanken schweifen zu lassen, schien sich ihr Puls nicht zu beruhigen, und das unbehagliche Gefühl wollte auch nicht verschwinden. Also konzentrierte sie sich wieder auf etwas anderes. Ihr Vater hatte gerade sein Herz untersuchen lassen und wie es aussah, war er gesünder als ein Teenager. Ivan schien es rundum gut zu gehen, wenn er sich auch nach seiner grässlichen Trennung immer noch in seinem neuen Leben zurechtfinden musste. Die Sache war jetzt schon ein Jahr her, aber er hatte noch nicht einmal den Versuch gemacht, eine neue Freundin zu finden. Auf Mary wirkte das wie reine Verschwendung, denn ihr Cousin war freundlich, liebevoll und sah noch dazu gut aus. Gegen fünf Uhr schwor sie sich, besser auf ihn aufzupassen, denn Ivan war nicht fürs Alleinsein gemacht. Um sechs war sie immer noch unruhig. Vielleicht lag der Grund für ihre Stimmung auch in dem Regen, der eingesetzt hatte, kurz nachdem sie aufgewacht war. Im Jahr zuvor waren die Anlegestelle überflutet und einige Cottages durch die Überschwemmungen stark beschädigt worden. Sie hatte unheimliches Glück gehabt, denn ihr Cottage hatte nichts abbekommen, doch Mary wusste, dass sie kein zweites Mal solches Glück haben würde. Schon das erste Mal war es ein reines Wunder gewesen. Vielleicht war es die Furcht vor einer Überschwemmung, die im Unbewussten an ihr nagte. *Ja genau, das musste es sein.*

Obwohl sie auf die Menschen, die sie mochten, immer ruhig und ausgeglichen wirkte, und auf diejenigen, die sie nicht mochten, möglicherweise unzugänglich und arrogant, machte sich Mary oft Sorgen, die anderen Leuten niemals einfallen würden. Wie oft hatte sie vor ihrem inneren Auge schon einen Film über schreckliche Katastrophen gesehen, die sie überlebte, während all ihre Lieben unweigerlich umkamen. Das Ende der Welt war das Leitmotiv in ihren Albträumen. Sie blieb dann ganz allein mitten im Universum zurück, um sie herum nichts als unendliche Leichenfelder und Zerstörung. Doch Mary hielt sich weder für depressiv noch für paranoid; sie litt an keiner psychischen Krankheit. Ihr war einfach nur klar, dass schlimme Dinge geschahen und dass sie auch ihr zustoßen konnten. Sie konnte es sich eben einfach nicht so bequem machen und über Tod und Unglück plaudern, als ginge es sie nichts an, um im nächsten Atemzug über die neueste Schuhmode zu reden. Nicht nur Mary, sondern auch viele andere Leute aus Kenmare glaubten seit langem, dass sie den Menschen, die sie liebten, Unglück brachte. Sie war daran gewöhnt, von anderen «Pechmarie» genannt zu werden. Natürlich wurde dieser Name nur hinter ihrem Rücken benutzt, aber manchmal verhaspelte sich jemand und dann ergänzte sie gewöhnlich das angefangene Wort: «Pech...»

Dieser Name war aufgekommen, weil viele Menschen in ihrer nächsten Umgebung gestorben waren. Ihre Mutter, ihren Freund und ihren Sohn hatte der Tod schon geholt, und Mary hatte längst akzeptiert, dass sie für immer eine Außenseiterin bleiben würde. Ihr Vater versuchte oft, ihre Theorie mit dem Hinweis zu entkräften, dass er schließlich noch lebte, doch sie lächelte nur dazu und lenkte ihn mit

einem Scherz ab, damit er sich keine Sorgen um sie und ihre Ängste machte. Aber das änderte nichts daran, dass sie ihn sehr wahrscheinlich ebenfalls überleben würde und dass eines Tages ein Foto von ihm an ihrer Wand hängen würde, in dessen Anblick sie sich an einem Regentag verlieren konnte.

Mary stellte einen Korb mit frischgewaschener und -gefalteter Wäsche unter die Treppe, nachdem sie eingesehen hatte, dass sie nach vier Tagen Migräne und einer schlaflosen Nacht einfach zu erschöpft zum Bügeln war. Dann klingelte das Telefon, und sie war einen Moment lang versucht, nicht abzuheben, doch dann siegte ihre Neugier.

«Hallo?», meldete sie sich mit leicht genervter Stimme.

«Hast du diese Sintflut da draußen gesehen?» Es war Penny.

«Ja», sagte Mary, erleichtert, die Stimme ihrer Freundin zu hören. «Mr. Monkels hat eine Schweinelaune.» Sie lachte.

«Mr. Monkels stinkt höchstens wie ein Schwein», gab Penny zurück, und Mary lachte wieder, denn Penny hatte recht – die Ausdünstungen ihres Hundes waren berücksichtigt.

«Geht's dir wieder besser?», fragte Penny.

«Ja.»

«Keine blinden Flecken, Gesichtslähmungen oder temporäre Blindheit?»

«Nein, alles wieder im grünen Bereich.»

«Sehr gut», kommentierte Penny. «Sollen wir das nicht mit einem Kinobesuch in Killarney feiern?»

Mary warf einen Blick aus dem Fenster. «Draußen ist es furchtbar. Ich wollte mir einen Tee kochen, mich mit Mr. Monkels aufs Sofa kuscheln, mir eine DVD ansehen und

gemütlich zuhören, wie der Regen gegen meine Fenster trommelt.»

Davon war Penny nicht sehr begeistert, denn sie wollte unbedingt den neuen Film mit George Clooney sehen. «Wirklich, Mary, du benimmst dich schon wie eine alte Oma. Wie willst du eigentlich jemanden kennenlernen, wenn du abends mit deinem Hund auf dem Sofa sitzt?»

«Ach, und im Cineplex von Killarney lernt man also tolle Männer kennen?», gab Mary zurück und musste über die Absurdität dieser Idee grinsen. «Außerdem spricht eine Menge dafür, zu Hause zu bleiben», fuhr sie fort und versuchte gleichzeitig, mit etwas Spucke einen Schokoladenfleck von ihrer Strickjacke abzureiben. Dabei fiel ihr auf, dass Pennys Argumentation von dieser Strickjacke noch gestützt wurde, also zog sie sie aus. Sie mochte keine Lust haben, im Cineplex nach Männern Ausschau zu halten, aber sie wollte sich auch nicht in Miss Marple verwandeln.

«Willst du nicht vorbeikommen?», fragte sie.

«Hmm, mal überlegen», sagte Penny. «Die Entscheidung lautet also: George Clooney oder du und dein Hund?»

«Worum geht's denn in dem Film?», fragte Mary nur aus Neugier.

«Wen interessiert das schon? Mir reicht ein attraktiver Anblick», antwortete Penny erwartungsgemäß.

«Und ich bin dann wohl der traurige Anblick», sagte Mary mit gespielter Enttäuschung.

«Naja, 'Pechpenny' klingt eben einfach nicht so gut. Übrigens ist nichts Trauriges dabei, wenn man diesem sexy Typen dabei zusieht, wie er ein bisschen in die Trickkiste greift.»

«Mir hat er am besten in *Emergency Room* gefallen. Er

konnte unheimlich gut mit Kindern umgehen.» Marys Stimme klang träumerisch.

«Ja, genau das macht ihn ja auch so wahnsinnig anziehend!», sagte Penny lachend.

Darauf folgte Schweigen, denn keine von ihnen hatte Lust nachzugeben. Mary wollte unbedingt zu Hause bleiben, und Penny wollte unbedingt ausgehen.

«Komm schon, ich habe das dringende Bedürfnis nach seichter Unterhaltung und ein bisschen Ablenkung. Wenn du fährst, kann ich etwas trinken», bettelte Penny.

Mary dachte kurz darüber nach, bevor sie grummelte: «Du brauchst immer Ablenkung.»

Normalerweise hätte Penny nicht so schnell aufgegeben, aber sie wusste, dass Mary nicht gern bei Regen über den Berg fuhr und außerdem, auch wenn sie das Gegenteil behauptete, bestimmt noch nicht ganz fit war.

«Ich habe eine Flasche Wein im Kühlschrank», sagte Mary, denn dies war für Penny der entscheidende Faktor, wenn sie zwischen Mary und einem Filmstar wählen musste.

«Na gut», lenkte Penny ein. «Welche DVD hast du?»

Mary griff nach der Hülle, die auf dem Couchtisch lag, und warf dabei einen Blick auf Mr. Monkels, der inzwischen seine Pfoten sehnsüchtig gegen die Scheiben drückte, als wäre er ein Sträfling am Zellenfenster.

«*Gilbert Grape – Irgendwo in Iowa*», las Mary vor.

«Gilbert was?»

«Lasse Hallström hat Regie geführt», sagte Mary.

«Wer?»

«Er ist auch Regisseur von *Ein charmantes Ekel*», las Mary weiter vor.

Penny zeigte sich unbeeindruckt.

«Damit war er scheinbar sogar beim Sundance Film Festival nominiert», fuhr Mary begeistert fort.

«Sundance bedeutet wertvoller Film, und wertvoller Film bedeutet todlangweilig.» Penny konnte wirklich eine bühnenreife Verachtung in ihre Stimme legen.

Mary lächelte. «Ja, aber dieser hier war offenbar nicht beim Sundance Festival, es geht um ...» Den Rest des Textes auf der DVD-Hülle überflog sie schweigend und beschloss, ihn Penny lieber nicht vorzulesen.

Penny überdachte inzwischen ihre Möglichkeiten. «Der Gilbert-Film von einem Regisseur, der sich anhört wie ein Schlechtwettergebiet, oder George Clooney?»

Mary hatte bisher nicht auf die Besetzungsliste des Filmes geachtet, doch als sie zufällig einen Blick darauf warf, wusste sie, dass sie gewonnen hatte.

«Ha!», rief sie triumphierend. «Johnny Depp und Leonardo DiCaprio spielen mit!»

«Mach schon mal den Wein auf, ich bin unterwegs.»